

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ben Witter
Frauen am Nachmittag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Die ehrlichste Geliebte	9
Die Chefsekretärin	15
Sehr geehrte Herren	19
Die kleinen Sandhügel	25
Die Frau des Anwalts	30
Die Großmutter mit den neuen Schuhen	35
Die Frau von gegenüber	40
Nachbarinnen	45
Ihr erster Mann	49
Die Diplom-Psychologin im Reformhaus	53
Eine Putzfrau mit Prinzipien	57
Schwester Ursula	65
Das Fräulein von Kabine 6	71
Die Brosche	74
Die alte Frau im Zug	79
Am Sonntagnachmittag	85
Die Jubilarin	91
Das kleine Mädchen und der große Busen	99
Die Taxifahrerin	106
Mia und Lia	111
Die Angeklagte aus Potolicz	115
Das Vollmondgesicht	118
Die erfahrene Alte	123
Vor der Scheidung	127

Susanne schreibt aus der Schweiz	131
Kunos Frau	135
Das Photomodell und Simmel	142
Die MotorradfahrerIn	146
Auf und ab im Regen	149
Arthurs Witwe	152
Ein Mann wird besichtigt	157
Die Hebamme	163
Rast im Wald	166
Oma spielt mit Puppen	172
Das unergründliche Lächeln	177
Die reiselustige Dame	181
Relli und die Pummelige	185
Ein seltsamer Brief	189

Die ehrlichste Geliebte

Kaum hatte der Pfarrer die erste Schaufel Erde auf den Sarg geworfen, bekam Alfred Franck, dessen Frau in dem Sarg lag, von dem Herrn neben ihm einen leichten Stoß gegen den Ellenbogen. Franck hatte eine Dunstwolke am Himmel beobachtet, die sich gerade teilte. Er ergriff die Schaufel und stieß sie in den vorgesehenen Erdhügel, wo sie aber steckenblieb. Der Herr, der ihm den leichten Stoß gegen seinen Ellenbogen gegeben hatte, umfaßte seine Hand und zog die Schaufel mit heraus; beide schütteten dann Erde auf den Sarg.

Nachdem weitere zehn Personen Erde auf den Sarg geworfen hatten, verabschiedete sich der Pfarrer von Alfred Franck und dem anderen Herrn.

»Langenbeck«, sagte dann der Herr und reichte Franck die Hand. Während Herr Langenbeck noch Francks Hand festhielt, zog Alfred Franck mit seiner Linken eine Nelke aus einem Kranz, roch daran und warf sie in die Tiefe. Dabei murmelte er »Hildegard«.

Herr Langenbeck ließ seine Hand los und suchte nach einem Taschentuch. Alfred Franck wartete, bis er sich ausgeschnaubt hatte, aber richtig glückte Herrn Langenbeck das nicht. Dann gingen sie weiter und betreten, ohne ein Wort miteinander gewechselt zu haben, das Café Bartels. Herr Langenbeck nahm Alfred

Franck den Mantel ab und rückte zwei Stühle beiseite, damit er sich ans Fenster setzen konnte.

»Ich glaube«, sagte Herr Langenbeck, »noch nie haben wir beide Hildegard so sehr geliebt wie in diesem Augenblick.«

»Was sagen Sie da?« Alfred Franck kam endlich zur Besinnung. »Hildegard hat mir nie etwas von Ihnen erzählt!«

»Denken Sie doch einmal nach, Herr Franck, vor drei Jahren, an meinem Geburtstag, es war der achtzehnte April, sagte sie: ›Alfred weiß nun alles, ich bin ihm in letzter Zeit ja eigentlich nicht mehr und nicht weniger gewesen als eine große Schwester . . .‹ und ich vermag Ihnen gegenüber offen gestanden weder Groll noch Verachtung zu empfinden; schon an Hildegards Grab waren Sie mir fast so nahe wie ein Bruder.«

Alfred Franck zog sein Taschentuch heraus, um sich auch auszuschrauben, aber in der Nase war nichts, dann schluckte er und sagte: »Hildegard hat mir wirklich nichts von Ihnen erzählt; und seit drei Jahren verlangte sie am Frühstückstisch, daß ich nur zwei Scheiben Toast mit Quark und Honig esse, sie pellte das Ei ab, und wenn ich noch eine Tasse Kaffee trinken wollte, schob sie mir ein Glas mit Orangensaft vor den Teller. Sie wurden mit keinem Wort erwähnt. Mittags rief ich Hildegard an und wir lasen uns die Post vor, und abends saßen wir am Fenster und blickten über die Stadt. Ich hätte die Wohnung im elften Stock nicht nehmen sollen; auf dem Balkon wurde mir öfter schwindelig, und Hildegard nahm da ihre Sonnenbäder . . . Langenbeck, ich habe diesen Namen wirklich noch nie gehört.«

»Hat Hildegard sich Ihnen bei ihren Sonnenbädern in

den vergangenen drei Jahren vielleicht jemals nackt gezeigt? Sie trug stets einen Bikini und sagte höchstens: ›Ich werde zu dick, Alfred, sieh nicht hin.‹ Ist Ihnen das nicht aufgefallen?«

»Ja, das sagte sie immer.«

»Sehen Sie, und wenn Sie ins Bett gingen, küßte Hildegard Sie auf den Mund und auf Ihre Ohren, das war seit der Hochzeitsnacht angeblich so gewesen, und wenn Sie in den drei letzten Jahren aufwachten, saß Hildegard schon im Kleid am Bett und sagte: ›Du kannst ruhig noch zehn Minuten liegenbleiben, Alfred.«

»Ja, das war seit unserer Hochzeit tatsächlich immer schon so gewesen mit ihren Küssen«, sagte Alfred Franck, »aber es fiel wirklich nie Ihr Name.«

»Hildegard war die ehrlichste Geliebte, wenn ich es einmal so sagen darf, Herr Franck, und sie dachte ebensowenig an Scheidung wie ich, sie fühlte sich als Ihre große Schwester; meine Frau dagegen sieht in mir nur den Vater ihrer beiden Söhne und den Geschäftsmann, in dessen Unternehmen ihr Kapital arbeitet, das sie in die Ehe einbrachte.«

»Wenn Hildegard mir wenigstens ein Wort gesagt hätte...«

»Hat sie denn nie gesagt: ›Bin ich nicht deine große Schwester, Alfred?«

Herr Langenbeck bestellte den nächsten Kognak, und Alfred Franck sagte: »Jetzt fällt es mir ein, das war im Badezimmer, sie wußte, daß ich dort in letzter Zeit nicht gestört werden wollte.«

»Hildegard sagte eben nicht alles auf einmal, und vielleicht geschah das vor drei Jahren am achtzehnten April. Sie verstand es überhaupt wie keine zweite, in

einem das Gefühl zu erwecken, der Höhepunkt ist noch längst nicht gekommen, warte nur . . .«

»Nach sechzehnjähriger Ehe«, sagte Alfred Franck, »da ist man im gewissen Sinne auch wie Bruder und Schwester, aber daß sie Ihnen erzählt hat, wie es in unserer Hochzeitsnacht gewesen war . . .«

Die Erinnerungen erdrückten ihn, und er fand seine Ärmel zu kurz, und er betrachtete die Abdrücke seiner Finger auf der Tischplatte, sie waren ihm zu fettig, und er wischte sie mit einer Serviette weg.

»Von der Hochzeitsnacht sprach Hildegard im Zusammenhang mit dem Händehalten und den besonderen Umständen ihres Erwachens, sonst sagte sie darüber kein Sterbenswörtchen, und auch nicht, was von da ab bis vor drei Jahren noch zwischen Ihnen war.«

»Herr Langenbeck«, sagte Alfred Franck entschlossen, »ich werde Ihnen etwas sagen, Herr Langenbeck . . .«

Doch Herr Langenbeck wehrte ab. »Hildegard war meine ehrlichste Geliebte, ich sagte es schon, was sind unsere drei Jahre schließlich gegen Ihre sechzehn, in denen Sie in ihr die beste Frau hatten, und dann folgte eine Art Geschwisterliebe. Ist Geschwisterliebe nicht die reinste Liebe? Was kann denn ein Mann mehr verlangen, wenn er über sechzig ist und seine Frau knapp vierzig . . .«

»Wahrscheinlich hätte ich Hildegard in der letzten Zeit mehr bieten sollen, aber die Wohnung im elften Stock war teuer, Schwindelgefühle hatte ich auch nicht nur auf dem Balkon, in zwei Jahren rechnete ich mit meiner vorzeitigen Pensionierung, und bis dahin mußte ich noch von einem Kredit herunter . . .«

»Herr Franck, das ist es ja. Ich überlegte die ganze Zeit, wie wir auf diesen Punkt zu sprechen kommen kön-

nen. Hildegard machte mir ein Geständnis. Ich kann es nicht oft genug sagen, sie war die ehrlichste Geliebte. »Edgar«, sagte sie, und es war an diesem Tisch, vorher waren wir auf dem Friedhof spazierengegangen, so ruhig sind ja nirgendwo die Straßen, oft fuhren wir bis zum anderen Haupteingang; also dort auf Ihrem Platz saß sie und sagte: »Bevor ich Alfred kennenlernte, hatte ich Männer, die mir manchmal Geld gaben. Sie hatten viel Geld und steckten mir die Scheine mal dahin und mal dorthin, ganz unanständig war das dann. Alfred wußte selbstverständlich nichts davon. Und jetzt wirst du mir Geld geben, dann fühle ich mich wieder wie damals, und unsere Geschichte hat mit Gefühlen nichts mehr zu tun.« »Kannst du das denn?« fragte ich. Sie sagte: »Ich will aber.« Ich gab ihr jedoch keins. Wissen Sie, meine Firma ist in finanziellen Schwierigkeiten. Da sagte sie: »Dann sollst du es von mir haben.« Und ich nahm es an. Dadurch geriet unsere Beziehung in ein Zwielficht, und ich spürte, daß sie allmählich zu Ende ging. Erst wollte Hildegard sich demütigen und dann mich, und kurz darauf mußte sie sterben.«

»Aber wie konnten Sie denn von einer Frau Geld nehmen?«

»Ich weiß nicht, woher sie es wußte: bevor ich meine Frau heiratete, war ich öfter in finanziellen Schwierigkeiten gewesen, und immer halfen mir Frauen aus, und ich stopfte ein Loch mit dem anderen. Nach meiner Heirat dachte ich, die Vergangenheit wäre begraben. Aber es war nicht so. Hier ist nun Hildegards Geld. Sie hat es sich vom Munde abgespart.«

»Ich könnte Sie deswegen verachten«, sagte Alfred Franck, und ihm wurde schwindelig wie auf dem Balkon, »aber Hildegard ist tot, und kann nichts mehr

dazu sagen.« Kaum hatte er die Augen wieder geöffnet, beobachtete er eine Dunstwolke, die sich gerade mit einer anderen vereinigte. Und er verabschiedete sich von Herrn Langenbeck, indem er nur nickte, und ging zur Bank, machte aber einen Umweg und ging noch einmal an Hildegards Grab und ging dann bis zum Haupteingang und wieder zurück.

Ungezählt legte er das Geld von Herrn Langenbeck dem Bankangestellten hin, der sein Kreditkonto bearbeitete.

»Das genügt aber«, sagte er und zählte auch nach, was übriggeblieben war.

Die Chefsekretärin

Fräulein D. ist geschaffen für komplizierte Verhältnisse. Der Chef kommt um neun, sie überlegt, warum er heute ein paar Silben seiner Grußworte verschluckt hat; sie denkt sich sofort ihr Teil. Und während er die Post durchsieht, fragt sie sich, sind seine Reaktionen angemessen, oder stehen Überraschungen bevor. Fräulein D. ist auf Überraschungen gefaßt und prüft, ob sie, gemessen an früheren Überraschungen, angemessen sind. Fräulein D. bekommt immer alles zuerst und holt zu den Vorgängen die Akten.

Bestellt der Chef dann Mitarbeiter zu sich, wollen sie von Fräulein D. wissen, wie er heute ist. Das läßt sie nur durchblicken. Sie beherrscht ihr Mienenspiel. Etwas schicksalssüchtig hört sie zu, wenn die Mitarbeiter von sich erzählen. Sie muß auch zuhören, was ihre Kolleginnen sagen. Dabei arbeitet sie aber weiter.

Und stehen Blumen auf ihrem Tisch, redet der Chef nicht darüber. Sie würde auch nie sagen, von wem die sind. Große Sträuße bekommt sie zum Geburtstag; sonst nur Buketts, die auch in Aktentaschen nicht plattgedrückt werden können.

Fräulein D. verbirgt vor ihrem Chef die Tatsache, daß er einen Erfolg manchmal auch ihrer Gründlichkeit,

ihrer Geschicklichkeit oder ihrer Geistesgegenwart verdankt.

Sie will, daß er erfolgreich ist, damit ist sie ja auch erfolgreich. Und sie möchte einen erfolgreichen Mann heiraten. Wäre ihr Vater erfolgreich gewesen, würde ihr Erfolg wahrscheinlich nicht so viel bedeuten. Ihre Mutter war Schneiderin und arbeitete mit Erfolg, so daß die Kinder zuerst gar nicht merkten, daß ihr Vater nicht erfolgreich war. Wird Fräulein D. in ihrer Entwicklung Erlebnisse, die ihre Mutter einst gehabt hatte, wiederholen? Fräulein D. erwartet, daß ihr Chef mit Sicherheit immer das Richtige tut, auch wenn das Richtige falsch war. Sicherheit wirkt auch vornehm, findet sie. Alles ist von seiner Persönlichkeit abhängig.

Ihre Kleidung darf nicht auffallen, muß aber mit Anerkennung bedacht werden. Was nutzt es, wenn eine Chefsekretärin zweihundert Silben pro Minute fehlerfrei übertragen kann und nicht vertrauenswürdig ist? Fräulein D. behandelt auch die politische Einstellung ihres Chefs vertraulich. Das Vertrauen wird zu wenig belohnt; ihr Chef setzt es einfach voraus. Und Fräulein D. muß an seinem Privatleben teilnehmen, sie schreibt für ihn Privatbriefe und erledigt Privatangelegenheiten. Die Frau ihres Chefs verbirgt ihren Argwohn gegenüber Fräulein D., solange er verreist ist. Als ihr ehemaliger Chef einen Herzinfarkt erlitt, mußte sie jeden Tag ins Krankenhaus; ein lockerer Kontakt zum Büro sollte aber bestehen bleiben. Sie hatte ihn gewarnt und bekam eine Magenschleimhautentzündung.

Der neue Chef ist jünger.

Fräulein D. sagt offen ihre Meinung, wenn sie weiß,

daß der richtige Augenblick gekommen ist. Und täuscht sie sich einmal, lenkt sie im letzten Augenblick ab. Ihre Menschenkenntnis hat sie sich mühsam erworben, Einfühlungsvermögen besaß sie schon vorher. Und lädt sie der Chef zu einem Drink ein, weil es wieder spät geworden ist, und sie erklärt ihm plötzlich, daß sie keine Zeit mehr hat, muß sie gleich hinzufügen: »Das ist aber nicht persönlich gemeint.« Sie macht sich öfter über die kleingebliebene Vergangenheit des großgewordenen Chefs Gedanken.

Wenn der Chef geht, muß sie noch aufräumen. Er sagt immer: »Zeit müßte man haben.« Sie muß an die Worte ihres ehemaligen Chefs denken: »Die Zeit auf Ihrer Armbanduhr ist so klein, daß Sie zu nichts mehr Zeit haben.« Diesen Witz behielt sie. Sie erwartet täglich Neuigkeiten und fürchtet Wiederholungen. Beim Übertragen von Diktaten achtet sie auf Wiederholungen und formuliert dann selbständig.

Für die Handlungen des Chefs findet sie immer eine Erklärung und übt sich darin, unbeteiligt zu wirken, wenn es Krach gibt. Überlegt sie gerade, warum eine Chefsekretärin mit mittlerer Reife, dreijähriger kaufmännischer Lehre, Abschlußzeugnis einer Sprachenschule und langjähriger Erfahrung eigentlich nicht Assistentin genannt wird, ertönt meistens die Stimme ihres Chefs, entweder durchs Telefon, hinter ihr oder in der Tür.

»Chefsekretärin kann man erst werden, wenn man Ende Zwanzig ist«, sagt Fräulein D. »Mit fünfzig kann man auch noch Chefsekretärin sein, aber dann sollte man sich lieber auf einen anderen Posten versetzen lassen, selbst wenn er weniger einbringt.« – Ob sie bis dahin nicht heiraten wird? Sie ist dreiunddreißig.

Von ihrem Chef hält sie jeden Tag bestimmte Dinge fern und ist dazu übergegangen, von sich selbst auch bestimmte Dinge fernzuhalten. Dadurch bleiben bestimmte Dinge unerledigt und kommen an den Wochenenden alle auf einmal auf sie zu. Und wenn sie fünfzig ist und nicht heiratet? Bis dahin gibt es vielleicht schon Schreibzimmer, und sie würde als Aufsichtsperson dort tätig sein, das wäre kein Abstieg.

Bis in jeden Winkel ist der abgesteckte Raum ihres Berufs gefüllt. Nichts entsteht zufällig. Fräulein D. versteht es immer besser, nur so viel Mitgefühl und Beteiligung an Personen und Vorgängen aufzubringen wie ihr Chef. – Auf dem Grund ihres Tuns schimmert Dulder- und Märtyrertum. Und auf ihre Schreibunterlage kritzelt sie Augenbrauen, Fingerspitzen und Frisuren oder Telefonhörer mit Riesenmuscheln, wo alle Linien hineinfließen und verschlungen werden.